



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Aus dem Spreewalde : (Wanderungen in der
Niederlausitz 2)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gestaltungen macht der Beschränkung auf das Wenige und Wesentliche der Dinge Platz. Dem greisen Künstler liegt es näher, Typen zu schaffen, als Individuen. Der Zug, zu vereinfachen, zusammenzufassen, im großen zu sehen, kurz die künstlerische Ökonomie ist ein entscheidendes Merkmal der Kunstsprache des Alters, und zugleich widerspricht es am schärfsten dem unökonomischen Kraftverbrauche, der ja für Leben und Kunst der Frühgestorbenen charakteristisch ist.

Wilhelm Waegoldt



Aus dem Spreewalde

(Wanderungen in der Niederlausitz 2)

Von Otto Eduard Schmidt



ewöhnlich erreicht man Burg oder Lübbenau, die Orte, von denen aus die Bootfahrt durch den obern Spreewald unternommen wird, mit der Bahn und ist dann gleich mitten in der eigentümlichen Landschaft. Es gewährt aber auch einen Reiz, ganz allmählich hineinzukommen. Deshalb benutzten wir von Altdöbern aus die nordwärts führende Landstraße und gelangten zunächst nach Dgrossen, dem Kreuzungspunkte der Kalau=Drebkauer und der Senftenberg=Betschauer Chaussee. Vor dem altertümlichen Kirchlein des Dorfes stand eine Linde von so ungewöhnlicher Größe und Schönheit, daß wir von den Rädern sprangen, um den ehrwürdigen Baum näher zu betrachten. Er war es wert: denn seine Geschichte ging gewiß bis auf Luthers Tage zurück, und der Duft von Millionen von Blüten und das Summen von Tausenden fleißiger Bienen erfüllte weithin die Luft. Wir gingen auch weiter um die Kirche herum und sahen einen an den Friedhof angrenzenden geräumigen Hof, wo wiederum unter einer breitstämmigen Linde in idyllischer Behaglichkeit ein einstöckiges Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude lagen.

Wir vermuteten darin die Pfarre; als wir aber einen Mann mit blondem Vollbarte in leinenem Drillanzuge, die weichselne Tabakspfeife im Munde, barfüßig in Holzpantoffeln aus der Haustür herauskommen und danach im offenen Schuppen Holz hacken sahen, wurden wir in dieser Annahme irre und gingen, ohne von ihm und seinen ebenfalls ganz ländlich gekleideten Kindern Notiz zu nehmen, ins Innere der Kirche hinein. Später stellte sich aber heraus, daß der fleißige Holzhauer doch der Herr Pfarrer war, und wir baten ihn wegen unsrer Eigenmächtigkeit gebührend um Entschuldigung, ebenso dafür, daß wir, in sächsischen Anschauungen befangen, die hier in ganz anderem Sinne ländlichen Verhältnisse bei der Einschätzung seiner Person nicht in Rechnung gezogen hätten. Wir erhielten freundliche Verzeihung, und unser Herr Pfarrer im Drilllichgewande erwies sich dann als ein ebensogut unterrichteter und freundlicher Mentor, wie wenn ihn der übliche schwarze Tuchrock umhüllt hätte.

Die Kirche in Dgrossen ist in ihrer heutigen Gestalt ein zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts errichteter Anbau an den uralten, aus Feldsteinen gebauten Kirchturm, der sich, wie der zu Altdöbern, auf einem viereckigen Postamente nach oben zu achteckig verjüngt. Eine große Anzahl interessanter Grabsteine ziert die Wände. Wir sehen daraus, daß Dgrossen in dem Besitze der Familien von Gersdorf, von Lüttichau, dann aber derer von Stutternheim gewesen ist; dieser letzte Name hatte auch einen guten Klang im Heere Friedrichs des Großen. Ein Grabstein der 1728 verstorbenen Witwe des sächsischen Geheimrats und Oberamtspräsidenten Otto Hieronymus von Stutternheim, einer gebornen von Millkau, meldet der

Nachwelt, daß sie mit ihrem Gatten „sechszwanzig Jahre in vergnügter Ehe“ gelebt hat — und doch war sie nicht seine erste Liebe. Denn das Kirchenbuch beginnt mit der Angabe, daß sich Otto Hieronymus von Stutterheim am 6. Januar 1652 mit Anna Maria von Leipzigin auf Beerwalde hatte kopulieren lassen. Die Pfarrer von Dgrossen haben fast alle der löblichen Sitte gehuldigt, in den Pfarrakten eine kurze Selbstbiographie zu hinterlassen. Darunter zeichnet sich der lateinische Lebenslauf des Pfarrers Starke aus, eines alten Grimmsers, der zu Napoleons Zeit hier wirkte. Er schließt mit dem Jahre 1813, doch ist 1817 ein *additamentum serius* hinzugefügt, das mit den Worten beginnt: *Patria eheu! divisa e voto quod inde alui ardentissimo in Saxoniam regiam redii.*

In und um Dgrossen wird schon längst kein Slawisch mehr gesprochen, aber an Erinnerungen an die Slawenzeit fehlt es nicht. In der ganzen Gegend von Altböbern bis hierher und wohl auch weiterhin können die Eingebornen kein anlautendes *h* aussprechen, sie sagen also: „Der *err* alte seine and über dich.“ Auch kommen hier die aufgeschlitzten Bäume vor, mit denen es folgende Bewandnis hat. Ist ein Kind schwer erkrankt, so wird unter bestimmten Zeremonien in der Nacht ein junger Baum in der Mitte aufgeschlitzt, doch so, daß die Krone unverfehrt bleibt. Der Spalt wird nun auseinandergedehnt, und das Kind wird hindurchgesteckt. Die Sitte hängt wohl mit dem uralten germanisch-slawischen Baumkultus zusammen. Man denkt sich den Baum besetzt und meint nun, daß er seine gesunde Lebenskraft bei der Zeremonie mit der kranken des Kindes vertausche. So hängen ja die Waldhäusler des Erzgebirges gern den Kreuzschnabel ins kleine Stübchen und meinen, daß die Gebrechen der Zusassen auf den armen Vogel übergehn. Der aufgeschlitzte Baum dient auch als Drakel. Geht er ein, so ist das ein schlimmes Zeichen für die Lebensdauer des durchgesteckten Kindes. Wächst er trotz der schweren Verwundung weiter, so hat auch das Kind ein langes Leben. Der Pfarrer zeigte uns einen solchen aufgeschlitzten Baum im Schlossparke, eine Weide, die sich aber trotzdem weiterentwickelt hatte.

Auch die Kirche des benachbarten Dorfes Gahlen soll eine Erinnerung aus heidnischer Zeit bewahren. Es ist nämlich in der Außenwand ein aus schwarzem Stein gehauener Kopf eines slawischen Götzen eingemauert, der als der letzte Rest eines Tempels des Czernebog aufgefaßt wird. Hat der rätselhafte Kopf wirklich diesen Ursprung, so liegt die bei der Erhaltung und Einmauerung befolgte Absicht klar zutage: man wollte die Slawen in die Christenkirche locken, indem man sie an die Stelle des frühern Tempels baute und sogar dem Slawengotte ein Plätzchen an der Außenmauer gönnte. So ist z. B. in Rom über einem alten Heiligtum aus republikanischer Zeit ein Mithräum und über diesem wieder die Krypta der Kirche San Clemente errichtet worden.

Aus solchen Betrachtungen wurden wir, als wir von Dgrossen um die Mittagszeit auf der Straße nach Betschau weiterfuhren, durch ganze Scharen von Landleuten aufgeschreckt, die in Gesellschaft von Kühen und Kalben, hier und da auch mit einem mutig dreinschauenden jungen Bullen heimwärts zogen. Demnach mußte wohl an diesem Tage in Betschau einer der berühmten Viehmärkte abgehalten werden, auf denen die Bedeutung der Stadt teilweise beruht. Und in der Tat: die obere Hälfte der Stadt mit Einschluß des Marktes war noch bei unsrer Ankunft mit behäglich wiederkäuenden Kindern, die untere Hälfte mit muntern Koffen erfüllt. An der Tür des Rathauses stand oder lehnte vielmehr der Gemeindediener, mit saust schwimmenden Augen unter der kriegerischen Pickelhaube hervorschauend, und mit einem fatten Schmunzeln unter dem martialisch geträubten Schnurrbart, die Beine gekrümmt unter der Last des Bauches, der aus den Anschwemmungen unzähliger solcher Viehmärkte entstanden war, und schaute erhaben auf das Getümmel der Spreewaldbauern und der in ihrer bunten Tracht erschnenen Bäuerinnen, die mit kundigem Griffe die Wampe einer Kuh oder eines Döckleins befühlten. Herrlich anzusehen war besonders eine stattliche Bierzigerin in rotem Rock, schwarzem Sammet-

mieder und blaueidnem, bis auf die Achseln reichenden, weit vom Haar abstehenden Kopfschmuck, der in schweren goldnen Fransen endigte. Größer noch als in der Oberstadt war das Getöse in den untern um das alte Lynarsche Schloß herum liegenden Straßen, wo die Pferde feilgehalten wurden, meist Füchse und Kappen, mittelgroße, teilweise sehr zierliche, feinsüßige Tiere. Trotz der Enge der Straßen wurden die Tiere an der Trense dem Käufer im Trabe vorgeführt, sodaß allerorten eilige Hufschläge über dem holprigen Pflaster ertönten, dazwischen Kreischen und Schreien der Weiber und Kinder: da galt es schnell zur Seite springen mitten unter die an den Wänden angebundnen Pferde hinein, und doch ereignete sich dabei kein Unglücksfall, das Pferd ist eben verständiger als ein Automobil. Ehedem muß der Betschauer Markt noch interessantere Bilder geboten haben: es soll nämlich hier alljährlich ein großer Gesindemarkt abgehalten worden sein, bei dem die Lieberoser Herrschaft das Vormietungsrecht hatte; bei einer andern Gelegenheit wurde alljährlich auf dem Betschauer Markt ein großer Ball des gesamten Gesindes der Umgegend veranstaltet, zu dem einst 1080 Mägde in ihren Spreewälder Flügelhauben und roten Röcken erschienen sein sollen. Der herrschaftliche Förster hatte dabei den Vortanz, konnte ihn aber gegen einen Silbertaler an einen andern überlassen. Was mag da für ein Tosen und Jauchzen, für ein Dirnenstinken und Röckestegen auf dem Betschauer Markte geherrscht haben, wenn der Förster in grüner Pikeeche mit der seidenbebänderten Obermagd aus dem Schlosse zum ersten Reigen antrat, und die langkittligen, buntweftigen wendischen Musikanten mit Fiedeln und Brummbaß, mit Klarinetten und dem besonders beliebten Dudelsack aufspielten!

Aber die Zeiten solcher buntbewegten frohen Volksfeste liegen weit hinter uns — wir mußten froh sein, daß wenigstens der Viehmarkt dem stillen Städtchen etwas Leben verlieh. Dieser warf seine Wellen weithin. Auch die nordwärts von Betschau in den eigentlichen Spreewald führende Straße war den ganzen Nachmittag voll von Vieh, und als wir an dem vorläufigen Ziel unsrer Fahrt, dem Gasthof zum schwarzen Adler in Burg, dem Hauptort des obern Spreewalds, anlangten, waren auch vor diesem Gasthose zahlreiche Kinder und Kofse angebunden. Drinnen saßen die neuen Besitzer und beredeten ihren Handel in einem interessanten Gemisch von Wendisch und Deutsch. Deutsch waren die technischen Ausdrücke, die Rassenbezeichnungen, deutsch vor allem die eingestreuten Flüche. Das schwarze einheimische Bier stand vor den Bechern in großen bauchigen Humpen, aber es wurde nur gegen den ersten großen Durst, weiterhin, wie ich es einst in Schweden gesehen hatte, nur anstandshalber getrunken; beliebter war die daneben stehende kleinere Flasche voll Schnaps. Der Spreewälder, sonst ein braver und biederer Mensch, huldigt dem Laster des Branntweintrinkens in nicht unbedenklicher Weise; auch zum Trost für den einsamen Heimweg ließen sich die meisten Gäste des Schwarzen Adlers beim Abschied die Schnapsflaschen noch einmal füllen.

Natürlich war in Betschau nicht lauter Edelware gekauft worden. Einer hatte einen alten, auf den Vorderbeinen etwas struppierten Fuchs erstanden — wir gingen mit ihm aus dem Krüge fort —, aber nicht lange führte er das Roß an der Trense. Zwar war er noch dreimal älter als das Tier, aber ihn packte die Erinnerung an jüngere Tage der Rüstigkeit, und so wollte er denn seiner Hausfrau hoch zu Roß entgegentreiben, obwohl er weder Steigbügel noch Sattel noch Decke zur Hand hatte. Vor einer Sägemühle lag ein Haufen Klöße — von dieser Höhe aus versuchte der Alte, den Rücken des neuen Hausgenossen zu erklimmen, der mißtrauisch doch geduldig mit rückwärts gewandtem Kopfe seinem Beginnen zusah. Lange Zeit war alles Bemühen vergeblich: immer wieder rutschte der Alte zur Seite des Pferdebauchs herunter. Endlich umklammerte er mit beiden Armen den Hals des Tieres, und allmählich gelang es ihm, das steife Bein über das spitzantige Rückgrat hinüberzuschieben. Der überlistete Fuchs sträubte sich eine Weile und manövrierte rückwärts auf einen wohlgefüllten Wassergraben zu, der Bauer

aber rief unsre Vermittlung an. Wir hinderten also den Fuchs, so gut es ging, an seinem teuflischen Vorhaben und trieben ihn mit Händeklatschen langsam vorwärts. An einer Wegbiegung verloren wir das würdige Paar aus den Augen, aber nach einer Viertelstunde trafen wir es wieder. Der Alte war selig eingenickt, saß aber noch immer stramm auf dem steilen Rücken des Tieres, der Fuchs ging mit vornübergebeugtem Kopfe langsam im Leichenschritt dahin, dann und wann eine Handvoll Gras vom Wiesenrande rufend — ob die beiden wohl ihre Klausen noch erreicht haben?

Die größte Sehenswürdigkeit von Burg ist der eine Viertelstunde nordwärts liegende Burgwall, von den Einwohnern meist das Schloß oder der Schloßberg genannt, die uralte Befestigung, die auch dem Dorfe den Namen gegeben hat. Die ehrwürdige Anlage hat etwas gelitten, seitdem die von Kottbus über Burg nach Lübben führende Kleinbahn mitten hindurch geführt worden ist. Aber noch immer ist des Charakteristischen genug übrig geblieben. Das „Schloß“ imponiert namentlich aus einiger Entfernung — von Süden oder Norden aus, wenn man die durch die Kleinbahn ihm eingehauene tiefe Schramme nicht sieht, und es sich als ein Ganzes über die grüne, von Baumgruppen unterbrochne Spreeau heraushebt. Es ist einst ein acht bis zehn Meter hoch aufgeworfener unregelmäßiger Rundbau aus Erde und Feldsteinen gewesen, mit drei nach Osten zu vorspringenden Bastionen, rings von Wasser umgeben; noch jetzt nähert sich ihm der Wasserspiegel bei Hochwasser auf der Südseite. Aber jahrhundertelange Verödung und noch mehr ein seit länger als einem Jahrhundert betriebener Anbau haben die Konturen etwas verwischt und die Profile des Bodens und des Wallganges einander genähert. Die Gräben, wenn überhaupt solche vorhanden waren, sind verschüttet, ein anderer Teil der Erdmassen ist nach innen gestürzt, sodaß nur in der Mitte des Ganzen die ursprüngliche Sohle des Bodens erkennbar ist. Strokende Kartoffel- und wogende Kornfelder füllen jetzt die ganze Fläche des „Schlosses“ aus.

Unter einer großen Eiche, die am Westrand desalles gewachsen ist, steht eine grüne, ausichtsreiche Bank. Dort saßen wir lange im Schein der Nachmittagssonne und genossen den eigentümlichen Reiz der Landschaft. Über uns kreiste ein Storch, zu unsern Füßen dehnte sich ringsum das lieblichste Bild: strohgedeckte Blockhäuser und Scheuern, dazwischen auch einmal ein rotes Ziegeldach schmiegen sich weitverstreut in bunter Regellosigkeit an die starken Stämme hochwipfliger Linden und Pappeln; die grenzenden Linien, die des Landmanns Eigentum scheiden, werden nicht von Mäuren gebildet, die Demeter in den Teppich der Flur gewirkt hat, sondern von schmalen Wasserläufen, den zahlreichen Verästelungen der Spree, die sich weithin durch die das Raß begleitenden schlanken hochstämmigen Erlen kenntlich machen. Auf den Feldern sind fleißige Spreewälder beschäftigt, das Korn noch in altväterischer Weise mit der Sichel zu schneiden und in „Mandeln“ aufzurichten. Dicht vor unserm Sitz beobachteten wir drei Geschwister, einen schlanken Burschen und zwei liebliche Mädchen, die eine in blauem, die andre in rotem Rock, beide in schwarzen Sammetmiedern, schneeigen Hemdärmeln und stark gesteltem linnenem Kopfschmuck, wie sie sich alle drei in einer gewissen vornehmen Lässigkeit, die nur dem wohlhabigen Besitzer eigen ist, mit zierlichen und doch kraftvollen Bewegungen bückten und hoben, sich wiegten und schmiegen, wie es gerade ihre Arbeit verlangte. Dann kam die rüstige Mutter in dunklerer Kleidung hinzu und leitete sänftlich das Ganze, ein herrliches Bild von homerischer Einfalt und Anmut. Von der sonnigen Gegenwart schweifste das innere Auge rückwärts zu den grauen Gefilden der Vorzeit. Auf dem Burger Schloßberge ist der rechte Ort, über die Natur dieses merkwürdigen Geländes und seine Schicksale nachzudenken.

Kein deutscher Fluß kann sich an eigentümlicher Gestaltung seines Laufes mit der lausitzisch-märkischen Spree vergleichen. Gepeist von einer ganzen Anzahl kleinerer Quellflüsse, die ihr die reichlichen Wasser des Lausitzer Gebirges zuführen, gewinnt sie rasch Bedeutung und macht Miene, selbständig das Gestade der Ostsee

zu erreichen. Aber nördlich von Kottbus stellt sich ihr das von der Oder westwärts zum Fläming streichende sandige, kiesernbedeckte wellige Hügelland in den Weg. Sie biegt weit nach Westen aus, und nun beginnt ein ewiges Hin und Her des Laufes je nach der Richtung der Hügelwellen, sodaß sie sogar ein großes Stück wieder nach Südosten fließen muß, bis endlich zwischen Beeskow und Fürstenwalde eine deutliche Nordwestrichtung zum Siege kommt und damit die Elbe statt der Oder als Ziel erscheint, das sie von Spandau an in schwefterlicher Gemeinschaft mit der Havel zu erreichen sucht. Oft kann sich das hellbraune, durch Torf und Eisen gefärbte Wasser der Spree aus den breiten Niederungen, die zwischen den Hügelwellen liegen, kaum wieder herausfinden: dann entstehen die Seen wie der Drahnisee bei Alt-Schadow oder der weit gewaltigere Schwieloch nördlich von Lieberose oder der Müggelsee bei Köpenick; aber die größte dieser Anstauungen war doch der See, dessen ungeheure Wasserfläche sich vom Nordabhange des Kottbuscher Schloßberges bis nach Lübben erstreckte, das Gebiet des jetzigen obern Spreewaldes. Die östlichen Reste dieses Sees sind die großen Teiche südlich von der alten Sumpf- und Wasserfestung Peitz, seine nördliche Randlinie wird bezeichnet durch die von Lübben über Neu-Bauche nach Straupitz führende Straße, die südliche durch die von Lübben über Lübbenau und Betschau nach Kottbus gehende Bahn, die einem alten von den Elbstädten Torgau und Wittenberg zur Oder führenden den Spreewald südwärts umgehenden Handelswege folgt. Wenn man von den Bahnhöfen oder Bahndämmen dieser Verkehrslinie auf die Spreewaldauen niederschaut, sieht man keinen Seespiegel mehr; infolge des Anbaues und verminderter Zuflüsse aus den Quellgebieten ist der See verschwunden; er hatte für viele Jahrhunderte einem schwer zugänglichen sumpfigen Urwalde Platz gemacht. Seit einigen Jahrzehnten ist auch dieser gefallen; grüne Wiesen und durchsichtige Erlenzüge sind an seine Stelle getreten, aber die Spree mit ihren Hunderten von teils natürlichen, teils künstlichen Verästelungen, die „ein so verzweigtes Geäder darstellen wie die Venen des menschlichen Körpers,“ ist die eigentliche Herrscherin des Geländes geblieben. In der Urzeit ragten aus der unabsehbaren Wasserfläche nur einzelne diluvische Inseln heraus, die sich durch Anschwemmung und Anwehung von Sand allmählich zu dünenartigen Erhebungen vergrößerten. Auf einer solchen, dem Lutchenberge — eine niederdeutsche Benennung von lütt = klein, Berg der kleinen Leute — liegt der Kern des Dorfes Burg (Grod); eine andre bildete den ersten Ansatz zum Schloßberge.

Die ersten Ansiedler auf diesen und andern Inseln waren, soweit die Gräberfunde Kunde geben, germanische Semnonen. Größere Bronzefunde, z. B. die beiden Bronzewagen und der Halschmuck von Babow (teilweise im königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin), deuten auf einen Tauschhandel mit den alten Strußkern, Münzen der römischen Kaiserzeit auf einen Verkehr mit Rom. Der Kaiser Augustus selbst ist der wichtigste Zeuge dafür; er erzählt in dem großartigen Rechenschaftsberichte über seine Regierung, im Monumentum Ancyranum, die Semnonen und andre Germanenstämme derselben Gegend hätten durch Gesandte um seine und des römischen Volkes Freundschaft geworben. Unter den Stürmen der Völkerwanderung sind die Semnonen, den jüdischen Stämmen beigezählt, aus der Lausitz verschwunden; etwa im sechsten nachchristlichen Jahrhundert rückten die Slawen in die verlassenenen Wohnsitze ein; im zehnten Jahrhundert begann die späterhin oft wieder abgeschüttelte Herrschaft der Deutschen, unter deren ersten Trägern die wettinischen Markgrafen der Niederlausitz Dietrich der Zweite (1034) und Debi der Zweite (1046 bis 1075) erscheinen. Doch war die deutsche Herrschaft lange Zeit auf die Behauptung einiger strategisch wichtiger Punkte beschränkt. Erst Konrad der Große, Markgraf der Lausitz seit 1136, und sein Sohn Dietrich (1156 bis 1185) konnten unter der Beihilfe von Mönchern, z. B. Dobrilugts, gestiftet 1165, an eine wirkliche deutsche Kolonisation des Spreegebiets denken. In den nordöstlichen Gegenden der Niederlausitz faßte das Deutschtum erst festen Fuß nach der

Gründung des Klosters Neuzelle (1268); noch länger erhielt sich ein halb unabhängiges Wendentum im Spreewalde.

Es ist gewiß eine gut beglaubigte Überlieferung, wenn der Burger Schloßberg als der Zufluchtsort des letzten wendischen Fürsten bezeichnet wird. Die noch jetzt in Burg lebendige Sage erzählt: „Der wendische König hat auf dem Schloßberge zu Burg gewohnt und war ein Räuber. Er schlug die Hufeisen verkehrt auf, daß niemand wissen sollte, ob er heraus- oder hereingeritten war, und hatte eine lederne Brücke, die sich von selbst hinten zusammen- und vorn wieder aufrollte. Darüber ist er geritten; so konnten sie ihn nicht abfassen, denn damals war alles Sumpf und Wasser. Er hatte viel Geld, darum ist der Schloßberg verwünscht worden. Zuletzt kam ein Gewitter und erschlug den König, und das Schloß versank. Das kann man noch sehen, denn in der Mitte ist der Schloßberg tief, und stößt man mit einer Stange auf, so klingt es hohl. Auf dem Schloßberge ist viel Spuk, vornehmlich nachts. Die Pferde werden sehen, denn das Tier sieht mehr als der Mensch. Der alte wendische König reitet ohne Kopf über den Berg; es geht immer in der Dämmerung eine Frau herum, ganz weiß gekleidet, bei Tage schwarze Männerchen; viele Flammen sieht man, auch im Winter auf dem Schnee. Auch eine Verwünschte ist im Berge, eine Jungfrau, die Tochter des wendischen Königs. Sie sitzt und spinnt an einem Spinnrade und soll zwölf Hemden machen, doch jedes Jahr bloß einen Stich, dann ist sie gelöst, dann wird alles wieder herauskommen, der König auch.“

Von dem ehrwürdigen Sitze dieses Spukes lenkten wir unsre Schritte nordwärts und konnten der Versuchung nicht widerstehn, einem der schmalen, durch das weiche Gras führenden Fußpfade zu folgen. Aber gar bald sahen wir rechts und links von uns Wasserarme, zwischen denen ein baumbesetzter Wiesenstreifen spitzwinklig bis zu dem Punkte verlief, wo sich die beiden Wasserläufe vereinigten; nirgends ein Steg, wohl aber lag unter hohen Erlen und Silberpappeln einer jener slawischen Einzelhöfe, die für diese Gegend so charakteristisch sind. Uns reizte die Neugier, dieses Gehöft in der Nähe und womöglich auch im Innern zu betrachten. Als wir hinankamen, fiel uns zunächst die Weiträumigkeit und Zertragenheit der ganzen Anlage auf. Während z. B. in den fränkischen und den erzgebirgischen Walddörfern eine strenge Geschlossenheit der Siedlungen herrscht, sodaß die kleinern Besitzer die Wohnräume, die Stallung und die Scheuer gern unter einem Dache vereinigen, die größern ihre Gebäude möglichst eng zum eintorigen, viereckigen, ringsummauerten Hofe zusammenschließen, bestand diese slawische Siedlung aus sechs ziemlich weit auseinander liegenden Blockhäusern von verschiedner Größe. Das sehr lange und schmale einstöckige Wohnhaus, hinter dem ein blumenreicher Gartenstreifen umzäunt war, schaut nach Osten, gegenüber liegt die Scheuer, an die ein Rahnhaus angebaut ist, nach Norden zu der Stall, die Hofecken bleiben offen, nach Süden zu aber, regellos durcheinander, das Backhaus, der Schweinestall und der Holzschuppen. Als wir unter dem Gebell des Hundes über den freien Raum zwischen Wohnhaus und Scheuer dahinschritten, sahen wir die lange Gestalt des Besitzers — es war der „Ganzkoffät“ Markussen-Krüger — mit einem Eimer kristallklaren Wassers von dem Ziehbrunnen auf die geöffnete Tür des Pferdealles zugehn, aus dem ein herrlicher Fuchs mit rückwärtsgewandtem Kopfe verlangend nach dem Wasser und dann wieder neugierig zu uns herüberäugte. Markussen-Krüger blieb stehn, stellte den Eimer hin, streckte uns beide Hände entgegen und rief, indem er uns mit seinen blauen Augen lächelnd betrachtete, fast in einem Atem: „Was bringt ihr mir, wo kommt ihr her, um wen trauert ihr?“ Wir gaben ihm die verlangte Auskunft, aber er hatte, wie ein Mann, der nur selten mit Fremden spricht, schon wieder eine ganze Reihe anderer Fragen bereit: nach unserm verstorbnen König Albert, der ihm als Kriegsmann bekannt war, nach den klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnissen unsrer Heimat, die er nur vom Hörensagen kannte. Unterdessen kamen die Kinder herbei und gaben uns der Reihe nach

still die Hand. Sie konnten nicht mit uns sprechen, weil sie im Deutschen noch nicht genügend fortgeschritten waren, auch der neunjährige Knabe nicht, der seit drei Jahren die Schule besuchte — ein sonderbarer Eindruck mitten im Deutschen Reiche, noch sonderbarer, wenn man erwägt, daß die Ahnen unsers Markuffen-Krüger vor hundertundfünfzig Jahren Deutsche waren. Denn wie sein deutscher Name andeutet, entstammt er wohl einer jener Kolonistenfamilien, die Friedrich Wilhelm der Erste oder Friedrich der Große im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hier angesiedelt haben. Namentlich ausgediente Soldaten wurden unter diesen beiden Herrschern im fiskalischen Walde dieser Gegenden gegen geringen Erbzins mit Land versorgt, wenn sie eine Holzhube herbeibrachten und an passender Stelle aufschlugen. Sowie nach der ersten Nacht, die sie auf dem neuen Grunde verbracht hatten, der Rauch aus ihrer Hütte emporstieg, galten sie als Besitzer des okkupierten Bodens.

Später (1765) wurden insbesondere böhmische, schlesische und sächsische Weber mit je achtzehn Morgen Wiesen- und Waldland in dem Teil des weitverstreuten Orts Burg, der südlich von der Mühlspree liegt, angesiedelt, damit nach den Grundsätzen des Merkantilismus etwas Industrie in diese rein landwirtschaftliche Gegend käme. Der Staat baute diesen Webern sogar eine Leinwandbleiche am Nordrande ihrer Kolonie. Aber im Zeitalter der Maschinen verfielen die Webstühle, und aus der Leinwandbleiche wurde längst der Gasthof „zur Bleiche,“ aus den Webern wurden kleine Landwirte und Bootführer. Vor allem aber haben die eingewanderten deutschen Familien der Raupergemeinde und der sogenannten Kolonie im Laufe der Zeit durch Verschwägerung mit den überwiegenden Wenden ihre deutsche Muttersprache so verlernt, daß heutzutage sogar ein „Krüger“ erst in den höhern Klassen der Volksschule sich wieder einigermaßen deutsch ausdrücken kann. Das ist sehr lehrreich. Es erklärt so manchen auffallenden Prozeß von Slawisierung in unsern Ostmarken, es erklärt aber auch, warum so manches von deutschen Bauern gegründete mittelalterliche Dorf einige Generationen später unter slawischem Namen erscheint. Unser Markuffen-Krüger hatte seine Umformung in einen echten Deutschen, wie er selbst erzählte, erst während seiner militärischen Dienstzeit durchgemacht. Mit Stolz zeigte er uns, als wir ihm ins Wohnhaus hinein folgten, die weiß-rote Mütze der Gardedurassiere, bei denen er vor zwanzig Jahren eingetreten war.

Die Wände der Wohnstube wiesen keinerlei Schmuck auf außer zwei Bildern, die auffallenderweise nichts Preussisches darstellten, sondern Napoleon inmitten der alten Garde bei Waterloo und den Kaiser Franz Joseph von Osterreich. Daß aber sein Anwesen selbst ein schönes Bild abgebe, das wußte Markuffen-Krüger wohl, denn er erzählte, daß jedes Jahr mehrere „Photographisten“ kämen, um es abzunehmen. Das bedeutendste Gerät der Wohnstube war der große Rachelofen mit der Ofenbank, doch waren hier und da im Hause auch noch ältere Kamine erhalten. In merkwürdigem Gegensatz zu der offenbaren Wohlhabenheit des Besitzers stand die primitive Einrichtung der Schlafräume: nur für die Eltern war ein breites Ehebett vorhanden, die Kinder schliefen in Bettkisten, die flach auf dem Fußboden standen. Und doch war noch eine schöne altertümlich bemalte Bettstelle vorhanden, aber sie stand unbenutzt auf dem Oberboden des Hauses. Dort sahen wir auch buntbemalte Truhen und Kleiderschränke; in diesen nahmen die zum Sonntagsstaat gehörenden, mit Watte gestepften Weiberröcke den größten Raum ein. Reichliche Flachsbündel hängen an Pflocken, Spinnräder stehn darunter. Sie werden im Winter hervorgeholt — und wenn dann der Sturm in den leeren Wipfeln der Pappeln und Erlen braust und die dicht fallenden Schneeflocken den Verkehr von Gehöft zu Gehöft erschweren, dann ist wohl der große Rachelofen der Wohnstube mit dem knisternden Erlenscheid der ideale Mittelpunkt der Familie — vor ihm dreht sich „um die schnurrende Spindel der Faden,“ und die Kinder tröstet in ihrer Vereinsamung das träumerische slawische Lied der spinnenden Mutter.

Wenn draußen die Natur schlummert und die ländliche Arbeit ruht, dann ist

die Zeit, wo die Geister der Vergangenheit aufwachen. Besonders zu der Zeit der Jahreswende kehren die alten Götter auf einige Zeit zurück: dann schwirren unter dem jungen Volk, das zur „Spinte“ geht, die Sagen vom Nüz und vom Bub, vom Schlangenkönig und von der todbringenden Mittagschleiche, der Frau Pöschponiza. Aber auch im Spreewalde ist der alte Volksgeist unter dem Einflusse des Fremden, des Großstädtischen im Absterben begriffen; glücklicherweise hat vor einem Vierteljahrhundert ein kundiger, dichterisch empfindender Mann, Willibald von Schulenburg, alles aufgezeichnet, was davon noch lebendig war. Er hat noch Leute gekannt, die in einer von fremden Einflüssen kaum berührten Vergangenheit wurzelten, z. B. den alten Fischer Rito Pank, von dem er, ein Meister der Schilderung, folgendes berichtet: „Es war an einem schönen Sommerabend, als ich durch Busch und Wiesen heimkehrte und vor mir ein graues Männchen über den Weg streifen sah, dem gleich Flügeln die Vogen eines Kreuzhamens von den Seiten abstanden. Ich winkte ihm, er blieb stehn, und ich brachte eine Skizze desselben flüchtig zu Papier. Dann wünschte ich ihm: *dobry wjacor* (guten Abend) und folgte durch das feuchte Gras, durch Wiesen und Weidengebüsch. Zuletzt kamen wir an ein Wasser und gingen über den schwankenden Steg. »Hier wohne ich«, sagte das absonderliche Männchen und wies auf das dichte Blättergrün. Ich konnte kein Haus sehen, aber bald standen wir vor einem uralten Hüttchen, versunken in die Erde, mit schiefen Wänden und mit Schilf umstellt. Gebückt folgte ich jenem auf den Flur, in dessen Ecke ein Baumstamm mit Kerben lehnte, die Treppe zum Boden. Durch die kleine Tür traten wir in die vor Alter geschwärzte Stube mit ebensolchem Schemel und Tischchen, die neben dem Bette und altertümlichen Ofen nur wenig Raum auf dem dunkeln Lehmestriche ließen. Noch schmückten das Tellerbrett und ein Schränkchen mit der Bibel die Wand. Hastig trat der Alte an den Tisch, ergriff einen Spaten und preßte mit dem Griffe unter Schmerzen seine Brüche in den Leib. Dann schlug er Feuer, stülpte die Buschka über die Pfeife und sprach: »Jetzt, Herr, laßt uns reden.« Eine so geheimnisvolle, halb unterirdische Existenz wie der alte Rito bildet die Brücke zu den Vorstellungen des Volkes von den Lutchen, die ehemals die Gegend von Burg bewohnten, Leutchen, so groß wie eine Kleiderbürste, die in backofenartigen Höhlungen und Erdlöchern wohnten. Der Urgroßvater und die Großmutter haben sie noch gesehen und mit ihnen gesprochen. Sie waren Heiden und Zauberer — und konnten keine Glocken und keinen Gesang vertragen. Wenn sie starben, verbrannten sie die Leichen und taten die Knochen in die Erde. Dabei hielten sich die Nächsten aus der Freundschaft die Tränennäpfschen unter die Augen und fingen darin die Tränen auf und setzten sie um die großen Töpfe herum. Wie die Glocken kamen, haben die Lutchen »Vergang genommen«, krochen in ihr Geschirz hinein und sind darin gestorben. Die im Schloßberge liefen zusammen und sagten:

Te brumbaki lagn do swëta
 My musymy nëto ze swëta.
 (Die Brumbaken kommen in die Welt,
 Wir müssen jetzt aus der Welt.)

Mancher wendische Fischer nach Ritos Art ist wohl selbst zur mythischen Figur geworden wie Krepel aus Leipe, der fischte mit einem kleinen Rahne von Erlenholz. Da erhob sich ein Wirbelwind, ergriff ihn und fuhr mit ihm in die Höhe bis an den Himmel hinan und stieß mit dem Rahne an den Himmel. Und da frug unser Herrgott: Chto tam jo, wer ist da? — Krjepjel z Lipjog, Krepel aus Leipe.“

Schulenburg klagte im Jahre 1880 mit Recht darüber, daß der natürliche Auflösungsprozeß, dem das alte Volksleben des Spreewaldes unterliegt, noch beschleunigt werde durch polizeiliche Verordnungen, durch die eine Menge harmloser Sitten und Gebräuche, die ein Band mit der Vergangenheit knüpften, verboten worden sind. Solche durch das Alter geweihte Gebräuche des Landvolkes, sagt er,

wie die Spinten, die Holzabende, Mummenschanz, Zampereien und ähnliche Zusammenkünfte der Jugend sollte man eher begünstigen als verbieten. In ihnen wurde eine feinere Umgangsweise als sonstwie gepflegt, in ihnen der Geist der Dichtung von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. „Gegen den jammervollen und volksvernichtenden Branntweintrunk ist gerade das gesellschaftliche Zusammenleben mit den Frauen und Mädchen das beste und einzige Mittel und wiederum die gemeinsame Spinte die beste Gelegenheit. Was sonst an langen Winterabenden in bläulichem Dunste die Schenken füllt und mit wüstem Gebrüll die Karten auf den Tisch haut, mit Branntwein das Hirn verbrennt und mit Messern die Schädel zerschlägt, das gewöhnt sich in Spinnstuben an feineres und geordnetes Verhalten, um meist frühzeitig in einer glücklichen Ehe sein Los zu sichern.“ Das sind beherzigenswerte Worte, die nicht nur für den Spreewald gelten. Ich kann Schulenburg aus meiner Erfahrung im sächsischen Erzgebirge nur zustimmen: wo noch ein Rest der alten Spinnstuben oder des gemeinamen Strohflechtens das Zeitalter polizeilicher und pastoraler Verfolgung überdauert hat, erweist er sich als ein Hort feinerer Gesittung.

Bei sinkender Sonne machten wir noch einen Gang in die westlich vom eigentlichen Dorf liegende Kolonie Burg und zum Gasthof „zur Bleiche.“ Da es Sonnabend war, langten noch immer Boote aus Lübbenau an, gefüllt mit Fremden, die am folgenden Tage den berühmten Burger Kirchgang sehen wollten. So saß denn die alte Gaststube der Bleiche voll von schmalschädlichen, wendisch aussehenden Fährleuten, draußen aber im Garten und in der Veranda drängten sich elegante Damen und Herren aus Berlin und Dresden und andern Großstädten. Unvergeßlich ist mir der Rückweg in unser Quartier durch die linde Sommernacht, die der Wirkung des eigentümlichen Geländes auf den Menschen fast noch günstiger ist als der helle Tag. Über eine „Bank,“ d. h. über einen hohen steilen Steg „im rohesten Nialtostile,“ unter dem die Boote hinwegfahren, gelangten wir auf das rechte Ufer der Mühlspree und gingen nun unter uralten Erlen zwischen hohen betauten Grashalmen einen schmalen Pfad hin, an schweigenden Siedlungen der Menschen vorüber — hier und da schlug ein Hund an — sonst war es still. Wir Modernen zogen furchtlos durch die Nacht, aber der echte Spreewälder hat zu solcher Stunde seine Gesichte. Da huscht das Irlicht über die Wasserspiegel hin und her, oder es hängt oben im phantastischen Gezweig der alten Weide, oder der Kobud (Kobold) wandert an finstern Stellen neben ihm. Jeder spricht davon in seiner Sprache. Der junge Goethe sagt:

Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Spreewälder erzählt: „Einer ging einmal nach der Mühlspree. Da schritt ein altes Männchen nebenher, das war erst ganz klein, wuchs immer mehr und ragte zuletzt bis zur halben Dachhöhe. An der Brücke huschte es wie eine Gans übers Wasser, wurde ein Ungeheuer und fletschte auf der andern Seite mit großen Zähnen.“

Als wir ganz nahe an den Fluß kamen, genossen wir ein wunderbares Schauspiel: abwärts lag noch die orangene Glut der letzten Abendröte im Wasser, und aufwärts schon das silberne Licht des Mondes, das in langgezognen Tropfen durch das dichte Gelaub niederglitt — kein Laut des Lebens ringsumher — nur dann und wann zog ein Wasserkäfer seine Kreise über die silberne Fläche. Lange standen wir still unter dem Zauber dieser Mondnacht. Da tönte plötzlich von fern ein leises Plätschern zu uns heran — es kam näher und rührte von sechs Booten her, deren Insassen eine Mondscheinpartie nach der Kanomühle machten, junge Damen und Herren aus Kottbus mit ihren Eltern. Aber auch sie waren von

der sanften Herrlichkeit der Szenerie so ergriffen, daß jeder übermüthige Scherz verstummt war und sie uns nur durch Winken und geflüsterte Rede zur Mitfahrt aufforderten. Wir konnten leider der Lockung nicht folgen, da wir des Schlafes bedurften. Und so sahen wir den geräuschlos dahinziehenden Rähnen noch lange sehnsüchtig nach, bis das Ruder des letzten noch einmal silbern aufleuchtend unter der „Bank“ verschwunden war.

Unsre wohlverdiente Nachtruhe fanden wir im Landhause eines Fuhrwerksbesizers in einem Zimmer mit so blütenweißen Betten und so sorgfältiger, blitzsaubrer Ausstaffierung, daß wir uns förmlich bemühten, die Harmonie des Ganzen durch unsern Aufenthalt möglichst wenig zu stören. Dieses Haus steht im Verhältniß einer Dependance zum „Schwarzen Adler,“ dem besten und stimmungsvollsten Spreewaldgasthose, den ich kennen gelernt habe. Er leistet sein Höchstes in dem berühmten Abendessen: Geht mit Spreewaldsauce — aber auch das Kaffeestündchen in dem anmutigen Garten war sehr behaglich. Der Hauptreiz eines Sonntagmorgens in Burg besteht in der Beobachtung des Kirchgangs der Spreewälдерinnen — die Männer haben leider die Volkstracht abgelegt —, bei dem die buntesten Geheimnisse der Truhen und Schränke, aber auch viel natürliche Anmut und Lieblichkeit zur Entfaltung kommen. Lange vor Beginn des Gottesdienstes stellen sich die ankommenden Frauen und Mädchen, die teilweise einen zweistündigen Weg zurückzulegen haben, auf dem geräumigen Platze vor und neben der Kirche auf.

Es ist bekannt, wie sich ihre weitgepreizte, aber im ganzen doch nicht unschöne Tracht, die dem Gange etwas sanft Wiegendes verleiht, nach Alter, Stellung und Besitz unterscheidet. Gemeinsam ist allen eine gesunde Farbenfreudigkeit, die sich an gelben und roten, grünen und blauen Lichtern nicht genug tun kann.

Am auffallendsten ist das Abzeichen der Braut und der Brautjungfer: die breite, steife, vielfältige weiße Halskrause, auf der der sauber gezopfte, weißhäubige Kopf zu schwimmen scheint. Während sich die weniger bunt gekleideten Mütter besonders auf dem Vorplatze der Kirche ihr Stellbischein gaben, sammelten sich die buntern Scharen der Mädchen links von der Kirche vor einem kleinen Kramladen. Sie wissen wohl, daß sie der Mittelpunkt des Interesses der Hunderte von Fremden sind, und tragen meist ein selbstbewußtes, aber sehr zurückhaltendes Wesen zur Schau. Endlich ziehen sich die Scharen der Kirchgänger in das Gotteshaus hinein. Die Neigung der Wenden zu buntem Flitterstaat überträgt sich sogar auf dieses; wir fanden es mit auffallend geschnittenen Guirlanden aus buntem Papier nach allen Richtungen hin durchzogen. Die Kirche ist bis auf den letzten Platz gefüllt, das ganze Schiff ist voll Frauen und Mädchen, und wenn sie sich nun andächtig über das Gesangbuch beugen, so sieht man von ihnen nichts als lange Reihen weißer Häuben, ein sonderbarer und doch feierlicher Anblick.

Unterdessen hatte unser schon tags zuvor gedungner Fährmann, ein älterer Wirtschaftsbesitzer aus Burg, das Boot zur Wasserfahrt gerüstet. Wir wollten das verschlungne Geäder der Spreearme gründlich kennen lernen und deshalb auf großen Umwegen mitten durch die einsamsten Partien des Waldes nach Lübbenau vordringen. Die Boote, die dazu verwandt werden, sind sehr flach, weil die Seitenkanäle oft recht seicht sind. Man sitzt aber doch auf der lose über die Bootsränder gestellten zweifitzigen Bank leidlich bequem, während der Fährmann im hintern Teile des Rahnes aufrecht stehend ihn mit einem leichten Ruder bewegt und lenkt. Die schöne Körperhaltung der Spreewälдер soll eine Folge dieser Gewohnheit sein. Die fünf- bis sechsstündige Fahrt bringt uns an interessante Einzelsiedlungen der Gemeinde Burg und später der Rauperkolonie (Raupe = eine Erderhöhung, auf der ein Gehöft gebaut ist); statt der Straße führt ein Wasserarm auf den Hof, nahe bei der Haustür, oft auch unter der übers Wasser gebauten Scheuer liegen die Rähne — hier und da stehn kleine Mädchen in Spreewälдерtracht am Ufer, Teichrosen in der Hand, die sie auf einen ermunternden Zuruf

der Bootsinsassen in den Rahn werfen, wofür man mit einer kleinen Münze dankt. Es kam auch eine Stelle, wo unser Boot, weil das Wasser abfiel, unweigerlich im Sande festsaß, aber da waren hilfreiche Jüngens zur Hand, die es, bis zum Oberschenkel im Wasser stehend, über die kritische Stelle hinwegschoben, bis das Fahrwasser wieder tiefer wurde.

Ungefähr in der Mitte unsrer Fahrt lag das Forsthaus Eiche in der Nähe einer Stelle, wo die drei Kreise Kalau, Kottbus und Lübben zusammenstoßen. Hier kamen wir also aus altbrandenburgischem Gebiet (Kreis Kottbus), zu dem z. B. das Dorf Burg gehörte, wieder auf solches, das bis 1815 kursächsisch gewesen war. Aus dem Forsthaufe ist im Laufe der Zeit ein wohlbewirteter Gasthof geworden. Ganz besonders schön ist der begleitende Erlenwald zwischen Eiche und Kanomühle, obwohl die Raupen auf einigen Strecken das Laub abgefressen hatten. Dafür gab es eine andre Plage nicht, auf die wir uns mit Ernst und Eifer gerüstet hatten: die Mücken. Namentlich der Apotheker in Großenhain hatte unser Gewissen in dieser Hinsicht geschärft: er hatte uns nicht nur eine Tinktur gegen den Spreewalder Mückenstich gegeben, sondern auch eine prophylaktische Salbe, mit der wir Hände, Stirn und Wangen bei der Annäherung des bösen Feindes einreiben sollten. Das Zeug stank mörderlich nach Nellen- und Lorbeeröl und tötete alle bessern Geister unsers Rucksacks, aber keine Mücke ließ sich sehen, der kühle Sommer hatte die ganze Brut vertilgt.

Bei der Kanomühle passiert das Boot eine Schleuse und nähert sich dann durch große, waldumsäumte Wiesenflächen, auf denen die Heuschaber getürmt wurden, der Wotschofska; so heißt eine alte erinnerungsreiche Eiche, in deren Schatten ein anmutiges Wirtshaus oberbayerischen Stils mit großem Garten den Fremdling zur Raft lockt. Hier erreicht das Getreibe der ankommenden und abfahrenden Boote den Höhepunkt. Sie sind meist von Berlinern besetzt, die der sonntägliche Frühzug nach Lübbenau gebracht hat. Ihre wohlberechtigte Freude darüber, daß sie dem dumpfen Häusermeer einmal entschlüpfen sind, paart sich mit dem Bedürfnisse, ihre spezifische Intelligenz vor den Nichtberlinern leuchten zu lassen, und so gleicht denn die schmale Wasserstraße zur Wotschofska einer großen Kästerallee, in der man alle Spielarten des Berliner Witzes von einer lebenswürdigen Anzapfung im Vorbeifahren herab bis zur derbsten Schnoddrigkeit ebenjogut studieren kann wie in der Hasenheide.

Nach der Wotschofska ist der Glanzpunkt der Fahrt das Dorf Lehde, ein Klein-Benedikt ins Urwaldliche übersezt, wo jedes Haus auf einer Insel liegt, und sogar der Schulweg im Rahn zurückgelegt wird. Hier sahen wir auch die echten landwirtschaftlichen Erzeugnisse des Spreewaldes: ganze Rähne voll Meerrettich, Mohrrüben und Gurken. Manch liebliches Bild zog an uns vorüber — ein kleiner Blondkopf heulte am Ufer, weil ihm der Rahn fortgeschwommen war, in dem er die Großmutter besuchen wollte; zwischen zwei riesigen Linden vorm Hause saß eine Wendin in der hellen Nachmittagssonne und besserte Fischneze aus. Wundervoll sind die wechselnden, kullissenartigen Prospekte der wassererfüllten Dorfstraße. Endlich gleitet das Boot am Parke des Grafen Dynar vorüber in den reich belebten Gondelhafen des Städtchens Lübbenau. Es bietet wenig Merkwürdiges; aber am Nordende des Ortes steht noch die kursächsische Postsäule mit der Inschrift: Nach Dippoldiswalde 28, nach Töplitz 34 Stunden. Wie lange ist es doch her, daß diese Verbindung für Lübbenau von Wichtigkeit war! Sonst habe ich nur wenig Spuren der sächsischen Vergangenheit in Lübbenau wahrgenommen: die kursächsische Zeit ist hier wie im ganzen Spreewalde fast vergessen.

Dafür ist die Gestalt des Alten Fritz um so lebendiger. Das kommt wohl daher, daß gerade in diesen Gegenden schon im achtzehnten Jahrhundert die kolonisierende Tätigkeit der preussischen Könige das Wenige, was von Sachsen aus damals in dieser Richtung geschah, bei weitem überstrahlte. In Schulenburgs Sagenbuche kommt der sächsische Kurfürst nur zweimal vor, einmal als „der Starke

aus Sachsen," das andremal ohne Namen. Diese letzte Geschichte unter dem Titel „Die Leiper und der sächsische Kurfürst“ ist für beide Teile nicht eben ehrenvoll; sie zeigt die unverstandne Dörflichkeit dieser Hinterwälder im Gegensatz zu der volksfremden Eleganz des sächsischen Hofes. Sie lautet: „Der sächsische Kurfürst besuchte mal den Grafen in Lübbenau, und die Untertanen sollten die Feste mitfeiern. Auch die Leiper kamen und standen da in ihren braunen Kappen und Bärenmützen, jeder Mann mit seiner Frau unter dem Arme. Wie nun der Kurfürst herangaloppierte und die Musikanten spielten, fingen die Leiper an zu tanzen. Da fragte der Kurfürst: »Was sind das für Leute?« und gräßliche Hoheit antwortete: »Das sind die Leiper aus dem Spreewalde.« Da sagte der Kurfürst: »Das sind rechte polnische Dachsen.« Wie die Leiper nach Hause kamen, fragten die andern: »Wie war es denn?« »Na, sagten die, etliche bissen die Stöcke von der Seite, andre von der Quere und am Ende, und der Kurfürst ging immer mit einem Schimmel auf die Quere. Solche Ehre haben wir uns da geholt.«“

Es war eine merkwürdige Fügung, daß die Grundherrschaft über die kur-sächsischen Spreewälder im sechzehnten Jahrhundert auf eine italienische Adelsfamilie überging. Graf Rochus zu Lynar, genannt nach dem zerstörten Schlosse Lynari bei Florenz, erst in französischen Kriegsdiensten, siedelte bei Beginn der Hugenottenkriege, da er selbst Protestant geworden war, nach Sachsen über und wurde 1570 beim Kurfürsten August Oberartilleriemeister und Befehlshaber der Festungen, später trat er in brandenburgische Dienste und starb 1596 in Spandau. Von ihm stammt das noch heute blühende Geschlecht der Grafen und Fürsten Lynar in der Niederlausitz. Das Volk war geschäftig, den Ursprung des Geschlechts, das eine Schlange im Wappen führt, von dem sagenhaften Schlangenkönig abzuleiten. Die Lynars gelten dem Volke noch heute als die Nachfolger des wendischen Königs — und in gewissem Sinne sind sie es auch.



Die Klabunkerstraße

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

6



weiter ging der Sommer. Der Juli hatte heiße Tage gebracht, und wer kühl auf dem Lande wohnte, gedachte mit flüchtigem Mitleid der armen Städter, die in ihren Steinhäusern fast erstickten. So wenigstens ging es Wolf Wolfenradt. Wenn er in den kühlen Zimmern seiner Schwester saß oder im Kreuzgang auf und nieder ging, dann glitt hin und wieder ein Gedanke an Elisabeth und die Kinder durch seinen Kopf. In Hamburg war es heiß. Elisabeth schrieb in jedem Briefe davon. Es tat ihm sehr leid, und er hätte ihr gern frische Luft gesandt. Aber am Tage mußte auch er im heißen Postamt sitzen und langweilige Arbeit tun, damit tröstete er sich, und es rührte ihn, daß er doch für Frau und Kinder arbeite. In der letzten Zeit hatte er allerdings immer seltner an seine Familie gedacht. Je länger er im Kloster Wittelind und mit vornehmen Damen verkehrte, desto klarer wurde es ihm, daß er niemals wieder in die Paulinenterasse zurückkehren konnte. Wie es mit ihm und Elisabeth werden sollte, wußte er nicht. Er wollte auch nicht darüber nachdenken und ließ sich vom Leben treiben.

Das Kloster hatte einen Mendanten, der die Geldgeschäfte besorgte. Dieser Herr war plötzlich erkrankt und hatte in ein Bad reisen müssen. Da wandte sich die